

dtv

Die Söhne in diesen Storys sind Diebe, Priester, Bauern, die Mütter Folksängerinnen, Alkoholikerinnen oder Geschäftsfrauen, sie sind tot oder nicht da, aber sie alle unterhalten hochkomplexe Beziehungen zueinander. Dennoch: Familiengeschichten sind diese aufwühlenden und anrührenden Erzählungen nur im weitesten Sinn. Sie handeln von Leere und Verlust. Es sind minimalistische Geschichten. »Großartig erfunden, wunderbar geschrieben: wie ein Schleier legt sich die Erzählung um das Erzählte und wir schauen durch die Sprache hindurch auf die Figuren, ihre Umgebung und ihre Handlungen und beginnen erst langsam zu spüren, dass es der Verlust ist, der ihnen allen gemeinsam ist.« (Verena Luecken, Frankfurter Allgemeine Zeitung) Tóibín erzählt davon, was nicht da ist, und stellt sich vor, was da, wo nichts ist, geschehen könnte, und immer drängt hinter dem Ungesagten etwas danach, zum Ausbruch zu kommen.

Colm Tóibín wurde 1955 in Irland geboren. Bereits sein erster Roman, ›Der Süden‹ (dt. 1994), wurde von der Kritik enthusiastisch gefeiert. Tóibíns Veröffentlichungen, unter anderem mehrere Sachbücher, wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Er gilt nicht erst seit seinem Henry-James-Roman ›Portrait des Meisters in mittleren Jahren‹ als einer der interessantesten englischsprachigen Schriftsteller der mittleren Generation.

Colm Tóibín

Mütter und Söhne

Erzählungen

Aus dem Englischen
von Giovanni und Ditte Bandini

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Colm Tóibín sind im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Geschichte der Nacht (13198)
Das Schiff von Blackwater (13355)
Porträt des Meisters in mittleren Jahren (13619)

Die Übersetzung wurde gefördert von
Ireland Literature Exchange, Dublin, Irland

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des Carl Hanser Verlag München
© Colm Tóibín 2006
Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Mothers and Sons« bei Picador in London
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag München
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung des Bildes
»Couple in Hallway« (2009) von Max Ferguson
(bridgemanart.com/Private Collection)
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13928-1

*Für Michael Loughlin
und
Veronica Rapalino*

Der Gebrauch der Vernunft

Die Stadt war eine große Leere. Er stand auf dem Balkon einer der Dachgeschosswohnungen auf der Charlemont Street. Die weite öde Fläche unter ihm war leer. Er schloss die Augen und dachte an die anderen Wohnungen in diesem Geschoss, jetzt am Nachmittag größtenteils leer, so wie die kleinen kahlen Badezimmer leer waren und die offenen Treppenhäuser leer waren. Er stellte sich die Häuser vor, die in langen Streifen von Vororten vom Zentrum ausstrahlten: nach Norden Fairview, Clontarf, Malahide; nach Süden Ranelagh, Rathmines, Rathgar. Er dachte über die Selbstsicherheit dieser Straßen nach, über ihre Stärke und Solidität, und dann ließ er seine Gedanken durch die Zimmer von Vorstadthäusern schweifen, Schlafzimmer, den ganzen Tag leer, Parterrezimmer, die ganze Nacht lang leer, die langen Gärten hinter den Häusern, aufgeräumt, gestutzt, auch sie den ganzen Winter lang und einen großen Teil des Sommers lang leer. Die traurigen Dachböden, ebenfalls leer. Wehrlos. Niemand würde einen Eindringling bemerken, der über eine Mauer kletterte, durch einen Garten huschte, um über die nächste Mauer zu klettern, einen unscheinbaren Mann, der die Rückseite des Hauses nach Lebenszeichen, nach einer Alarmanlage oder einem Wachhund absuchte und dann lautlos ein Fenster aufstemmete, hineinschlüpfte, vorsichtig ein Zimmer durchquerte, nach einem sicheren Fluchtweg suchte. Er würde eine Tür öffnen, ohne ein Geräusch zu machen, so auf der Hut, dass er fast unsichtbar wäre.

Er dachte an die Leere der Clanbrassil Street, durch die seine Mutter zum »Dock« ging. Es war so, als ob selbst die Luft, die sie umgab, und auch der Bürgersteig und die Backsteine der Gebäude sich der

Gefahr bewusst wären, die sie darstellte, und ihr aus dem Weg gingen. Das blonde Haar ungekämmt, schlurfte sie in Pantoffeln zur Gastwirtschaft. Ein unechter Goldring, unechte Armreifen und auffällige goldene Ohrringe, die sich mit dem Rot ihres Lippenstifts, dem Grün ihres Lidschattens, dem Blau ihrer Augen bissen. Jetzt drehte sich seine Mutter um, um zu sehen, ob ein Auto kam, damit sie die Straße überqueren konnte, und stellte, wie er sich ausmalte, fest, dass die Straße vollkommen leer war, ohne jeglichen Verkehr, dass die Welt ihr zu Gefallen entleert worden war.

Während sie sich der Gastwirtschaft näherte, wusste seine Mutter, dass sich ihre Nachbarn vor ihren unerwarteten Liebenswürdigkeiten ebenso sehr fürchteten wie vor ihren Wutausbrüchen und ihren Alkoholkollern. So konnte ein Lächeln ihrerseits ebenso unwillkommen sein wie ein finsterner Blick. Zumeist trug sie eine gleichgültige Miene zur Schau. Weder auf der Straße noch im Pub brauchte sie zu drohen, man wusste, wer ihr Sohn war, und man glaubte, er sei ihr leidenschaftlich ergeben. Er wusste nicht, wie sie es fertigbrachte, alle glauben zu lassen, er würde selbst die geringfügigste Kränkung seiner Mutter rächen. Auch ihre Drohungen waren leer, dachte er, leerer als alles andere.

Er stand auf dem Balkon und rührte sich nicht von der Stelle, als sein Besucher, der sich dem Gebäude durch die verborgene Seitentür des Komplexes genähert hatte, auftauchte. Er ließ, wie er es jede Woche tat, Detective Inspector Frank Cassidy an sich vorbei in die kleine Wohnung ein, die seiner Schwägerin gehörte und von ihm nur einmal in der Woche benutzt wurde. Cassidy trug, was er immer anhatte, und sein gerötetes Gesicht zeigte eine Mischung aus verstohlenem Schuldbewusstsein und geschäftsmäßiger Selbstsicherheit. Er zahlte Cassidy jede Woche einen Betrag, der entweder zu hoch oder zu niedrig war, jedenfalls hinlänglich falsch, um ihm das Gefühl zu geben, dass Cassidy ihn eher zum Narren hielt als dass er seine eigenen Leute verriet. Als Gegenleistung lieferte ihm Cassidy Informationen, die ihm größtenteils schon bekannt waren. Trotzdem hatte er immer das Gefühl, dass Cassidy, sollten ihm die Gesetzeshüter jemals

zu nahe kommen, ihn dies schon wissen lassen würde. Er würde es, wie er glaubte, aus Gefälligkeit tun oder aber, damit er in Panik geriet. Oder vielleicht auch beides. Er selbst sagte Cassidy nichts, aber er konnte nicht wissen, ob seine Reaktion auf eine bestimmte Information eines Tages nicht alles verraten würde, was Cassidy brauchte.

»Sie beobachten die Wicklow Mountains«, sagte Cassidy anstelle einer Begrüßung.

»Sagen Sie ihnen, dass sie nur ja die Augen offen halten sollen. Die Schafe fressen Gras. Das verstößt gegen das Gesetz.«

»Sie beobachten die Wicklow Mountains«, sagte er noch einmal.

»Von einem bequemen Sessel in der Harcourt Street aus«, sagte er.

»Wollen Sie es ein drittes Mal hören?«

»Sie beobachten die Wicklow Mountains.« Er imitierte Cassidys schleppenden Midland-Tonfall.

»Und sie haben einen jungen Kerl auf Ihren Fall angesetzt. Mansfield heißt er, und ich schätze, Sie werden noch einiges von ihm hören.«

»Das haben Sie mir schon letzte Woche gesagt.«

»Ja, aber er hat sich schon an die Arbeit gemacht. Er sieht nicht aus wie ein Polizist. Er sucht nach Juwelen.«

»Erzählen Sie mir nächste Woche etwas Neues.«

Nachdem Cassidy die Wohnung verlassen hatte, ging er wieder auf den Balkon und ließ den Blick noch einmal über die rußige Welt schweifen. Als er sich abwandte, fiel ihm etwas ein, eine deutliche Erinnerung an den Bennett's-Juwelenraub. Sie hatten fünf Angestellten, alles Männer, befohlen, sich mit dem Gesicht an die Wand zu stellen, als einer von ihnen gefragt hatte, ob er sein Taschentuch herausholen dürfte.

Er hielt sie mit einer Pistole in Schach, allein, während er darauf wartete, dass die anderen die übrigen Mitarbeiter zusammentrieben. Er hatte dem Typ mit einem nachgemachten, schleppenden amerikanischen Akzent gesagt, wenn er sich die Nase putzen müsse, solle er wirklich besser sein Taschentuch herausholen, aber wenn er irgend

etwas anderes heraushole, sei er ein toter Mann. Er hatte in einem beiläufigen Ton gesprochen, um zu verstehen zu geben, dass er keine Angst hatte, sich mit einer so dummen Frage abzugeben. Aber als der Typ das Taschentuch herausholte, war das ganze Kleingeld in seiner Tasche mit herausgefallen, und Münzen waren überall auf den Fußboden geprasselt. Die Männer sahen sich um, bis er sie anschrie, sie sollten sich augenblicklich wieder zur Wand drehen. Eine Münze rollte ein Stück weiter; seine Augen folgten ihr, und als er sich bückte, um die anderen Münzen aufzulesen, ging er hin und hob auch die auf. Dann schlenderte er zurück und händigte dem Mann, der sich die Nase hatte putzen müssen, die Münzen aus. Das bereitete ihm ein Gefühl der Ruhe, der Erleichterung, fast des Glücks. Er würde Schmuck im Wert von über zwei Millionen Pfund rauben, aber er gab einem Mann sein Kleingeld zurück.

Er lächelte bei dem Gedanken, als er in die Wohnung zurückging, sich die Schuhe auszog und sich auf das Sofa legte; jetzt, wo Cassidy gegangen war, würde er noch ein, zwei Stunden warten. Er erinnerte sich auch, dass sich während dieses Raubüberfalls eine der weiblichen Angestellten geweigert hatte, sich in die Herrentoilette bringen zu lassen.

»Sie können mich erschießen, wenn Sie wollen«, hatte sie gesagt, »aber da gehe ich nicht rein.«

Seine drei Kameraden, Joe O'Brien mit seiner Balaklava-Mütze, Sandy und dieser andere Typ, hatten plötzlich nicht gewusst, was sie tun sollten, und hatten sich zu ihm gewandt, als ob er ihnen vielleicht wirklich befehlen könnte, sie zu erschießen.

»Bringt sie und ihre Freundinnen auf die Damentoilette«, hatte er leise gesagt.

Er hob den *Evening Herald* auf und sah sich noch einmal das Foto von Rembrandts *Bildnis einer alten Frau* an, und er fragte sich, ob das Gemälde ihn an diese Geschichte erinnert hatte oder ob umgekehrt die Geschichte ihn daran erinnert hatte, sich wieder das Bild anzusehen. Daneben war ein Artikel, in dem es hieß, die Bullen würden mehrere Spuren verfolgen, die zur Wiederauffindung des Ge-

mäldes führen könnten. Die Frau auf dem Gemälde sah ebenfalls stur aus, wie die Frau in der Schmuckfabrik, aber älter. Die Frau, die sich geweigert hatte, in die Herrentoilette zu gehen, war von der Sorte, die man sonntags abends mit einer Gruppe Freundinnen vom Bingo zurückkommen sah. Sie hatte der Frau auf dem Gemälde überhaupt nicht ähnlich gesehen. Er rätselte, worin die Verbindung zwischen den beiden bestehen mochte, bis ihm aufging, dass abgesehen von der Sturheit überhaupt keine bestand. Die Welt, dachte er, spielte seinem Verstand Streiche.

Dein Verstand ist wie ein Haus, in dem es spukt. Er wusste nicht, woher er das hatte, ob ihm das jemand gesagt, ob er es irgendwo gelesen hatte, oder ob es eine Zeile aus einem Lied war. Das Haus, aus dem er die Gemälde gestohlen hatte, sah genau wie ein Spukhaus aus. Vielleicht war ihm deswegen dieser Satz eingefallen. Die Gemälde zu stehlen war ihm zu dem Zeitpunkt wie eine gute Idee vorgekommen, jetzt war er sich allerdings nicht mehr so sicher. Er hatte den Rembrandt gestohlen, der jetzt, zwei Monate nach dem Raub, auf dem Titelblatt des *Evening Herald* erschien, dazu einen Gainsborough und zwei Guardis und ein Gemälde von einem Niederländer, dessen Namen er nicht aussprechen konnte. Der Raub war tagelang auf den Titelseiten gewesen. Er erinnerte sich, wie er laut losgelacht hatte, als er etwas von einer Bande von internationalen Kunsträubern gelesen hatte, Experten auf dem Gebiet. Man hatte den Raubüberfall mit anderen in Verbindung gebracht, die in den letzten Jahren auf dem europäischen Festland verübt worden waren.

Drei dieser Gemälde waren jetzt in den Dubliner Bergen vergraben; niemand würde sie jemals finden. Zwei weitere lagen auf dem Dachboden von Joe O'Briens Nachbarn in Crumlin. Insgesamt waren sie zehn Millionen Pfund oder mehr wert. Allein der Rembrandt war fünf Millionen wert. Er sah sich das Foto im *Herald* genau an, aber er verstand nicht, was daran so besonders sein sollte. Das Bild war größtenteils in irgendeiner dunklen Farbe gehalten, Schwarz vermutlich, aber es sah nach gar nichts aus. Die Frau auf dem Gemälde

machte den Eindruck, als brauchte sie ein bisschen Aufheiterung, wie eine sauertöpfische alte Nonne.

Fünf Millionen. Und wenn er das Gemälde ausgrub und es verbrannte, würde es nichts mehr wert sein. Er schüttelte den Kopf und lächelte.

Man hatte ihm von Landsborough House erzählt und davon, wieviel die Gemälde wert seien und was für ein leichter Job das sein würde. Er hatte lange über Alarmanlagen nachgedacht und hatte sogar eine bei sich zu Haus installieren lassen, um genauer über ihre Funktionsweise nachdenken zu können. Dann war ihm eines Tages die Idee gekommen: Was würde wohl passieren, wenn man den Stromkreis einer Alarmanlage mitten in der Nacht unterbrach? Der Alarm würde trotzdem ausgelöst werden. Aber was würde dann passieren? Niemand würde die Anlage reparieren, erst recht nicht, wenn alle annahmen, dass es ein falscher Alarm gewesen war. Man brauchte sich lediglich zurückzuziehen, sobald der Alarm losging, und zu warten. Eine Stunde später, wenn sich die Aufregung gelegt hätte, konnte man dann zurückkommen.

Eines Sonntagnachmittags fuhr er zum Landsborough House. Es war erst ein Jahr her, dass das Haus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden war; die Beschilderung war klar. Er musste sich die Alarmanlage ansehen, sich einprägen, wo die einzelnen Bilder hingen, und sich ein Gefühl für die Räumlichkeiten verschaffen. Er hatte gewusst, dass die meisten Besucher an einem Sonntagnachmittag Familien sein würden, aber er hatte seine Familie nicht mitgenommen, er nahm nicht an, dass es ihr Spaß gemacht hätte, zu einem Herrenhaus zu fahren oder darin herumzulatschen und sich irgendwelche Gemälde anzusehen. Er zog ohnehin gern allein los, ohne je zu sagen, wohin er ging oder wann er zurück sein würde. Sonntags sah er oft Männer, die mit einer ganzen Familie im Wagen aus der Stadt hinausfahren. Er fragte sich, was das wohl für ein Gefühl sein mochte. Ihm wäre es auf den Geist gegangen.

Das Haus war voller Schatten und Echos. Nur ein Teil – »Flügel« war wahrscheinlich das richtige Wort – stand Besuchern offen. Er

nahm an, dass die Eigentümer den Rest des Hauses bewohnten, und lächelte in sich hinein bei dem Gedanken, dass sie sich, sobald er Zeit gehabt hätte, einen richtigen Plan auszuarbeiten, auf eine Überraschung gefasst machen konnten. Sie waren alt, dachte er, und es würde ein Kinderspiel sein, sie zu fesseln. Seiner Erfahrung nach neigten alte Leute dazu, einen Heidenlärm zu machen; ihre Schreie waren lauter oder zumindest nervender als diejenigen ihrer jüngeren Pendants. Er würde daran denken müssen, starke, leistungsfähige Knebel mitzubringen.

Am Ende eines Korridors gab es eine riesige Galerie, und dort waren die Bilder aufgehängt. Er hatte die Namen der wertvollsten auf einem Zettel stehen und war überrascht zu sehen, wie klein sie waren. Wenn niemand hingesehen hätte, dachte er, hätte er eins davon nehmen und sich unter die Jacke stecken können. Andererseits konnte er sich vorstellen, dass hinter jedem Bild ein Alarmkontakt angebracht war und dass die so verschlafenen wirkenden Wachen im Ernstfall sehr schnell in Aktion treten würden. Er ging den Korridor entlang zurück, in den kleinen Laden, wo er Postkarten mit Reproduktionen der Bilder, die er zu stehlen plante, und Poster vom Rembrandt kaufte, der das Kronjuwel seiner Beute sein würde. Sein Schwager rahmte ihm später zwei dieser Poster ein.

Er genoss die Vorstellung, dass niemand – überhaupt niemand, weder die Wachen noch die anderen Besucher, noch die Frau, die ihm das Geld abgenommen und die Karten und die Poster eingepackt hatte – auf ihn geachtet hatte und sich je an ihn erinnern würde.

Die Bullen wussten, dass er die Gemälde hatte. Ein paar Wochen nach dem Raubüberfall erklärte ein Artikel auf der Titelseite des *Irish Independent*, er sei die »Irish Connection«. Mittlerweile, nahm er an, hatten sie begriffen, dass es gar keine internationale Gang gab, zu der er in Verbindung gestanden hätte, dass er auf eigene Faust vorgegangen war, mit lediglich drei Helfern. Diese drei Helfer waren jetzt zu einem Problem geworden, da jeder von ihnen glaubte, dass er wenigstens ein paar hundert Riesen in bar bekommen würde. Alle

drei hatten das Geld sofort verplant, sie fragten ihn ständig danach. Er hatte keine klare Vorstellung davon, wie er diese Gemälde zu Geld machen sollte.

An dem Abend würden zwei Holländer in einem Hotel auf der North Side absteigen. Den Kontakt zu ihm hatten sie durch einen Mann namens Mousey Furlong hergestellt, der früher mit einem Pferdewagen mit Schrott gehandelt hatte und jetzt Heroin an Kinder und Jugendliche verkaufte. Er schüttelte den Kopf, als er an Mousey Furlong dachte. Er hielt nichts vom Heroingeschäft, es war zu riskant, es waren zu viele Leute an einem Deal beteiligt, und ihm graute vor der Vorstellung, dass süchtige Kids an seine Haustür kommen würden, ausgemergelte, bleiche Kids mit riesigen Augen. Außerdem stellte Heroin die Welt auf den Kopf, es bedeutete, dass Männer wie Mousey Furlong Kontakte zu Holländern hatten, und das, dachte er, war ein widernatürlicher Sachverhalt.

Mousey sprach vom Rembrandt, als wäre er ein neues, lukratives Rauschgift in der Dubliner Szene. Die Holländer, sagte Mousey, waren an dem Rembrandt interessiert, aber sie würden ihn erst prüfen müssen. Sie hatten das Geld in bar parat und konnten es, gleich nachdem sie das Bild gesehen hatten, auszahlen. Über den Rest der Beute, fügte Mousey hinzu, könnten sie sich später unterhalten.

Die Holländer mussten vermutlich ebenfalls vorsichtig sein; falls sie das Geld bei sich hatten, wäre es einfach, ihnen aus einiger Entfernung das Poster zu zeigen, sich das Geld zeigen zu lassen und sie dann zu fesseln und mit der Beute zu verschwinden, während sie mit einem wunderschön gerahmten Poster nach Holland zurückkehrten. Er beabsichtigte nicht, den Holländern den Rembrandt zu zeigen, bevor er sich ein Bild von ihnen gemacht hätte; statt dessen würde er ihnen zunächst einen Guardi und den Gainsborough zeigen, um ihnen zu beweisen, dass er die Gemälde hatte.

Ein Raubüberfall war meist eine einfache Sache. Man stahl Geld, und sofort gehörte es einem; man verwahrte es an einem sicheren Ort. Oder man stahl Schmuck oder Elektrogeräte oder Zigaretten en gros, und man wusste, wo man sie zu Geld machen konnte. Es gab

Leute, denen man vertrauen konnte, eine ganze Welt, die wusste, wie man eine solche Transaktion organisierte. Aber mit diesen Gemälden war es eine andere Sache. Hier war es notwendig, Leuten zu vertrauen, die man nicht kannte. Was, wenn die zwei Holländer Bullen waren? Das Beste war, zu warten, dann umsichtig vorzugehen und dann wieder zu warten.

Er stand vom Sofa auf und stellte sich an das kleine Fenster, das auf den Balkon ging. Dann trat er hinaus auf den Balkon. Halb erwartete er, in der Trostlosigkeit unten eine Gestalt lauern zu sehen, einen einsamen Mann neben einem Motorrad, aber es war niemand da, wieder diese Leere, als wäre die Welt eigens für ihn ausgeschüttet worden, zu seinem Vergnügen oder um ihn zu ängstigen. Er nahm an, dass Cassidy seinen Kollegen von dieser Wohnung erzählt hatte, und vielleicht brauchten sie niemanden zu seiner Beobachtung abzustellen, hatten sie doch Cassidy, der das Geld, wie er mittlerweile vermutete, jeden Monat in den Polizei-Hilfsfonds einzahlte. Allein beim Gedanken wurde ihm ganz übel. Er fragte sich, ob es nicht an der Zeit wäre, in Sachen Cassidy etwas zu unternehmen, aber er würde damit warten, bis die Gemälde erfolgreich verkauft wären. Im Laufe der Jahre hatte er gelernt, dass es immer am klügsten war, nur ein Problem auf einmal anzugehen.

Er ging wieder hinein und legte sich auf das Sofa. Er starrte an die Decke und dachte an nichts. Nachts schlief er gut, und zu dieser Tageszeit war er sonst nie müde, aber jetzt war er müde. Er drehte sich auf die Seite, legte sich ein Kissen unter den Kopf, und im Bewusstsein, dass seine Schwägerin erst in ein paar Stunden zurückkommen würde, nickte er allmählich ein.

Er wachte nervös und beklommen auf; was ihn beunruhigte und veranlasste, sich aufzusetzen und auf seine Uhr zu sehen, war der Verlust der Konzentration und der Kontrolle. Er hatte lediglich eine halbe Stunde lang gedöst, aber ihm wurde bewusst, dass er wieder von Lanfad geträumt hatte, und er fragte sich, ob er je aufhören würde, von diesem Ort zu träumen. Es war vierundzwanzig Jahre her, dass er ihn verlassen hatte.

Er hatte geträumt, er wäre wieder dort, würde zum erstenmal eingeliefert werden, von zwei Polizisten flankiert dort ankommen, Korridore entlanggeführt werden. Aber das war nicht er als dreizehnjähriger Junge, das war er jetzt, nachdem er so viele Jahre lang getan hatte, was ihm passte, verheiratet war, morgens von Kinderstimmen geweckt wurde, abends fernsah, Raubüberfälle verübte, Pläne machte und Geschäfte abschloss. Und was ihn an dem Traum beunruhigte, war das Gefühl, dass es ihn freute, eingesperrt zu sein, Ordnung in seinem Leben zu haben, sich an Regeln zu halten, rund um die Uhr bewacht zu werden, nicht allzuviel nachdenken zu müssen. Während er im Traum diese Korridore entlanggeführt worden war, hatte er ein Gefühl heiterer Resignation, ja fast der Freude verspürt.

So hatte er sich die meiste Zeit über im Mountjoy-Gefängnis gefühlt, wo er seine einzige Freiheitsstrafe als Erwachsener verbüßt hatte. Seine Frau und ihr erstes Kind hatten ihm gefehlt, und es hatte ihm gefehlt, gehen zu können, wohin er wollte, aber es hatte ihn nicht gestört, jeden Abend eingeschlossen zu werden, er hatte es gemossen, so viel Zeit für sich zu haben. Es geschah nichts Unvorhersehbares, und das machte ihn zufrieden; die anderen Häftlinge wussten, dass sie ihm besser nicht zu nahe kommen sollten. Er verabscheute das Essen, aber er achtete nicht darauf, und er verabscheute die Schließer, aber auch sie wussten, dass sie sich vor ihm in acht nehmen mussten. Wenn seine Frau ihn einmal die Woche besuchte, hütete er sich, irgend etwas zu verraten, irgendwelche Emotionen zu zeigen, einen Eindruck davon zu vermitteln, wie einsam und isoliert er manchmal war. Statt dessen sprachen sie darüber, was sein würde, wenn er wieder herauskäme, während sie ihm langsam den Finger in den Mund schob, einen Finger, den sie gerade in sich hineingesteckt hatte, so dass er ihren Geruch in sich aufnehmen und bei sich behalten konnte, und dann ließ er sie von den Nachbarn und ihrer Familie erzählen, während sie den Finger wieder für ihn auffrischte. Er berührte ihre Hand, damit der Geruch für den Rest des Tages bei ihm blieb.

Am häufigsten musste er an seine ersten Tage in Lanfad denken. Vielleicht deswegen, weil es im Landesinneren lag und er bis dahin nie außerhalb der Stadt gewesen war. Er war wie erschlagen von dem Haus, von seiner Kälte und Unfreundlichkeit und von der Tatsache, dass er drei oder vier Jahre würde dort bleiben müssen. Er hatte sich keinerlei Gefühle gestattet. Er weinte nie, und wenn er traurig war, zwang er sich, eine Zeitlang an nichts zu denken; er tat so, als wäre er nirgendwo. So bewältigte er seine Jahre in Lanfad.

Während seines ganzen Aufenthalts wurde er nur ein einziges Mal geschlagen, und das war, als alle Jungen im Schlafsaal einzeln nach draußen geholt und mit einem Riemen auf die Hände geschlagen wurden. Gewöhnlich aber ließ man ihn in Ruhe; wenn er wusste, dass die Gefahr bestand, erwischt zu werden, hielt er sich an die Regeln. Er begriff, dass es leicht war, sich in Sommernächten hinauszuschleichen, solange man wartete, bis alles ruhig war und wenn man den richtigen Begleiter aussuchte und sich nicht zu weit entfernte. Er lernte, wie er die Küche plündern konnte, und achtete darauf, dass das nicht zu oft vorkam, für den Fall, dass sie ihm eine Falle stellten. Wie er jetzt auf dem Sofa lag und darüber nachdachte, ging ihm auf, dass es ihm gefallen hatte, allein zu sein, sich von den anderen fernzuhalten, niemals derjenige zu sein, der dabei erwischt wurde, wie er von Bett zu Bett sprang oder sich prügelte, wenn der aufsichtführende Bruder hereinkam.

In einer seiner ersten Nächte dort gab es im Schlafsaal eine Prügelei. Er hörte, wie es anging, und dann etwas wie: »Sag das noch mal, und ich mach dich platt.« Dann folgten anfeuernde Rufe. Es war also offensichtlich eine Prügelei im Gange; bei so viel Energie im Schlafsaal musste einfach etwas los sein. Es war zwar dunkel, aber man konnte Silhouetten und Bewegungen ausmachen. Und er hörte das Gekeuche und wie Betten zurückgeschoben wurden und dann das Geschrei von allen Seiten. Er rührte sich nicht. Bald würde es zu seinem Stil werden, sich nicht zu rühren, aber in diesem frühen Stadium hatte er noch keinen Stil entwickelt. Er war zu unsicher, um etwas zu tun. Deswegen brauchte er, als das Licht anging und einer der

älteren Brüder, Bruder Walsh, hereinkam, nicht wie die anderen in sein Bett zurückzufitzen, aber trotzdem hatte er Angst, als der Bruder mit langen Schritten bedrohlich im Schlafsaal umherging. Jetzt herrschte absolute Stille. Bruder Walsh sprach zu niemandem, aber er schritt die Betten ab und sah jeden einzelnen Jungen so an, als wollte er ihm gleich an die Kehle springen. Als der Bruder ihn ansah, wusste er nicht, was er tun sollte. Er erwiderte den Blick, wandte dann die Augen ab und sah dann wieder hin.

Schließlich sprach der Bruder.

»Wer hat angefangen? Wer angefangen hat, soll aufstehen.«

Keiner antwortete. Keiner stand auf.

»Ich werde mir wahllos zwei Jungen herausgreifen, und sie werden mir sagen, wer angefangen hat, und *ob* sie das tun werden, und es wird um so schlimmer für denjenigen sein, der angefangen hat, wenn er sich jetzt nicht meldet.«

Der Akzent klang merkwürdig. Er wusste beim besten Willen nicht, was er tun sollte, also tat er angestrengt so, als würde das alles gar nicht passieren. Er kannte keinen der Jungen mit Namen, und er hatte den, der die Prügelei angefangen hatte, nicht deutlich genug gesehen, um ihn jetzt identifizieren zu können. Außerdem wusste er nicht, wie die Regeln waren, ob die Jungen nicht vielleicht vereinbart hatten, dass niemand, unter keinen Umständen, je verpetzt werden durfte. Es war ihm ein Rätsel, wie es die anderen geschafft hatten, sich die Namen aller übrigen einzuprägen. Es kam ihm unmöglich vor. Während er darüber nachdachte, blickte er auf und sah, dass jetzt zwei Jungen neben ihrem Bett standen, die Augen zu Boden geschlagen. Bei einem von beiden war das Oberteil des Pyjamas zerrissen.

»Schön«, sagte Bruder Walsh. »Ihr zwei kommt jetzt mit.«

Der Bruder ging zur Tür und schaltete das Licht aus, und zurück blieb vollkommene Stille. Keiner flüsterte auch nur. Er lag da und lauschte. Die ersten Geräusche waren schwach, aber bald hörte er einen Schrei und ein Wimmern und dann das unverkennbare Geräusch eines Riemens und dann nichts und dann ein Schmerz-

geheul. Er fragte sich, wo sich das Ganze abspielte, er meinte, es müsste auf dem Korridor draußen vor dem Schlafsaal sein oder im Treppenhaus. Dann nahmen die Schläge, von ständigem Stöhnen und Gebrüll begleitet, einen regelmäßigen Rhythmus an. Und bald kamen Stimmen hinzu, die immer und immer wieder »Nein!« riefen.

Im Schlafsaal rührte sich niemand; keiner gab einen Ton von sich. Es hörte nicht auf. Als die zwei Jungen endlich die Tür öffneten und versuchten, im Dunkeln zu ihren Betten zurückzufinden, wurde die Stille sogar noch tiefer. Während die beiden in ihren Betten weinten und schluchzten, gaben die übrigen Jungen keinen Ton von sich. Er wünschte, er wüsste die Namen der Jungen, die bestraft worden waren, und fragte sich, ob er sie am nächsten Morgen erkennen würde, ob sie wegen dem, was passiert war, anders aussehen würden.

In den folgenden Monaten erschien es ihm unglaublich, wie schnell die Jungen vergessen konnten, was in jener Nacht passiert war, und jegliche Vorsicht fahrenließen. Regelmäßig brachen im dunklen Schlafsaal Prügeleien aus; die Jungen schrien und sprangen aus dem Bett und setzten sich damit der Gefahr aus, erwischt zu werden, wenn das Licht anging und Bruder Walsh oder irgendein anderer Bruder oder auch manchmal zwei Brüder zusammen dastanden und zusahen, wie alle wieder ins Bett huschten. Und jedesmal wurden die Hauptschuldigen gezwungen zu gestehen und anschließend mit nach draußen genommen und bestraft.

Langsam wurden die Brüder auf ihn aufmerksam; sie erkannten, dass er nicht so wie die anderen war, und nach und nach begannen sie, ihm zu vertrauen. Er vertraute ihnen allerdings nie, und ebenso wenig ließ er zu, dass eine zu große Nähe zwischen einem von ihnen und ihm entstand. Statt dessen lernte er die Kunst, beschäftigt auszusehen und respektvoll zu wirken. Während seiner Zeit in Lanfad hatte er nie einen Freund, ließ er nie jemanden nah an sich herankommen. Am Anfang, als er Schwierigkeiten mit Markey Woods hatte, einem Typ, der älter und kräftiger als er war, musste er sich überlegen, wie er mit ihm verfahren sollte.

Es war immer einfach, einen Begleiter zu finden, jemanden, der

bereit war, für einen zu arbeiten, wenn man ihm Schutz und Aufmerksamkeit bot. Er fand einen drahtigen Burschen namens Webster, aber er verriet Webster nicht, was er vorhatte. Er sagte ihm, er sollte Markey erzählen, im Moor wären Zigaretten versteckt, zwar ziemlich weit vom Schulgebäude entfernt, aber noch auf dem Gelände. Wie erwartet, drohte Markey Webster, wenn er ihn nicht zum Versteck führte, würde er ihn zusammenschlagen. Und so war er irgendwann zusammen mit Markey und Webster unterwegs zur fernen äußersten Grenze des Lanfad-Gutes. Er hatte Webster instruiert, sich auf ein verabredetes Zeichen hin auf Markey zu stürzen, ihn einfach zu Boden zu schlagen. Er hatte an einem Seil, das er aus der Werkstatt gestohlen hatte, mit Knoten experimentiert, und so wusste er, wie er Markeys Beine schnell fesseln und dann das Seil zu seinen Händen hochziehen und auch die fesseln konnte. Das würde zwar schwieriger werden, aber mit gefesselten Beinen konnte Markey sich wehren, soviel er wollte, er würde keine Chance haben.

Das alles nahm in der Praxis mehr Zeit in Anspruch, als er sich vorgestellt hatte, denn Markey versetzte Webster einen Schlag nach dem anderen, bis dieser ängstlich wurde und fast nicht mehr zu gebrauchen war. Endlich drückte er Markey zu Boden und schaffte es, das Seil um ein Handgelenk zu knoten, und riss dabei so fest daran, dass er ihm fast den Arm brach, drehte ihn dann auf den Bauch, so dass er beide Handgelenke zusammenbinden konnte. Er hatte sich überlegt, dass es keinen Sinn hatte, Markey zusammenzuschlagen. Das hätte ihn völlig kaltgelassen. Aus diesem Grund hatte er eine Augenbinde sowie eine kleine Zange mitgebracht, die er ebenfalls in der Werkstatt gefunden hatte. Sobald er Markeys Augen verbunden hatte, drehte er ihn auf den Rücken und befahl Webster, ihm in die Rippen zu treten, und während Webster dies mit großem Vergnügen tat, brüllte Markey ihm mit weit aufgerissenem Mund Drohungen zu.

Er musterte kurz Markeys Mund, während dieser weiterbrüllte, und dann stieß er rasch mit der Zange zu und packte damit einen von Markeys oberen linken Backenzähnen. Entgeistert klappte Markey zwar augenblicklich den Mund zu, aber die Zange ließ nicht locker.